

Vor dem eigentlichen Fotografieren eines Gegenstands steht zunächst das Auffinden desselben und die Entscheidung, dass es nun eben dieser Gegenstand/ dieses Objekt sein soll, das man fotografieren möchte.

Dabei ergab sich mir zunächst die Schwierigkeit, mich möglichst von einengenden „gedanklichen Vorgaben“ oder beeinflussenden Gedanken frei zumachen. So hatte ich zum Beispiel die ganze Zeit das Bild einer Schulhofmülltonne im Kopf, weil sie in der Klasse des Öfteren als mögliches Motiv erwähnt wurde. Man könnte daraus schlussfolgern, dass die Wahrnehmung als Überbegriff, in diesem Fall bei der Suche nach einem passenden Objekt, stark von den momentanen Gedanken, die von vielerlei Quellen beeinflusst sein können, abhängt und auch davon, wie man damit umgeht. In diesem Fall schienen sie mir hinderlich, weshalb ich eher versuchte sie zu verdrängen. In anderen Situationen möchte man vielleicht seine Wahrnehmung gerade auf bestimmte Gegenstände fixieren.

Nachdem ich mich dann halbwegs von den (bewussten) persönlich ungewünschten Ablenkungen befreit hatte (auch: wie funktioniert die Kamera/ der Zoom), fand ich mich zunächst mit einer „Überreizung“, mit einer sehr großen Fülle an Motiven konfrontiert. Auch wenn viele davon generell scheinbar blitzschnell ausgeschlossen werden, so stellt dennoch praktisch alles zunächst ein passendes Motiv dar. Das „Auswahlverfahren“, das dann unweigerlich folgen musste, schien mir zum einen an verschiedene situative (max. 3 Bilder; kaum Überdenkzeit, ein fremder Fotoapparat) und zum anderen an allgemeine oder gesellschaftliche (was darf man Fotografieren; was würde man persönlich anderen Leuten zeigen, was würde mir als peinlich/unpassend erscheinen) Prämissen gebunden zu sein. Auch die technischen Voraussetzungen (Kamera) spielten dabei sicherlich eine Rolle. Auffallend schien mir, dass viele Motive völlig ohne „gedachte Gedanken“ aussortiert wurden oder nur mit einer Ahnung davon, wieso gerade nicht diese Motiv in Frage kommen konnte.

Biologisch und physikalisch gesehen sind der Wahrnehmung natürlich bestimmte Grenzen gesetzt, zum Beispiel meine eingeschränkte Weitsicht ohne Brille, die mir vielleicht viele Motive verwehrte oder die relativ beschränkten Perspektiven, in denen ein Mensch, zum Beispiel im Vergleich zu einem Vogel, überhaupt sehen kann. Als mit westlich-wissenschaftlicher Ideologie aufgezogener Mensch geht man natürlich davon aus, dass die eigentliche Wahrnehmung fast ausnahmslos über die Sinne läuft: Man sieht, hört oder riecht etwas, fokussiert andere Sinne darauf, macht sich „automatisch“ gedankliche Notizen dazu und speichert die Erinnerung mehr oder weniger sorgsam, je nachdem, wie das Gehirn sie einschätzt, oder man arbeitet gegebenenfalls damit weiter. Es ist schwer sich aus solchen antrainierten Denkmustern „herauszuwinden“, besonders in einer Aufgabe mit der Zeitspanne von 5 Minuten, und es scheint geradezu unmöglich, wenn man doch auf ein Ergebnis in Form eines Fotos, ein technisches Produkt, abzielt. Ich könnte mir vorstellen, dass es eher gelingen würde sich von solchen „Wahrnehmungsvorstellungen“ freizumachen, wenn man das Ergebnis mündlich vorträgt (was ich aber auch nicht tun möchte). Dass dabei auch innere Vorgänge entscheiden sein können, wurde ja weiter oben schon erwähnt.

Dazu könnte man noch sagen, dass die Wissenschaft, die erklärt, wie das Wahrnehmen biologisch funktioniert, nur eine Vorstellung davon hat, die es erklärbar und anschaulich macht. Sich in einem solchen (für den Mensch vielleicht das einzig mögliche) Denkmuster zu bewegen, die Dinge und Vorgänge alle so zu beschreiben, heißt nicht, dass man nur „rational“ denkt oder dem Subjektiven zu wenig Platz einräumt. Dessen macht man sich nur dann „schuldig“, wenn man sich aus Freude oder eventuell Zufriedenheit über die Einfachheit und Logik der Erklärung dazu hinreißen lässt, sie (die wissenschaftliche Erklärung) über das Subjektive, das nicht „Wahrnehmbare“ (hier wieder im wissenschaftlichen Kontext) zu stellen.

Neben dem Einfluss der persönlichen momentanen Gedankenwelt auf die Wahrnehmung, die einen manche Dinge mehr, andere weniger sehen lässt, und der Rolle, welche die Sinne dabei spielen, schien mir besonders der Zufall entscheidend dafür zu sein, was letztendlich auf den Fotos zu sehen ist, was also besonders wahrgenommen wurde.

Als der Vogel mir ins Bild flog wurde mir schlagartig klar, dass hier etwas „besonderes“ passiert ist, was ich fotografieren muss. Der Wissenschaftler würde sagen, dass die Bewegung mich besonders aufmerksam gemacht hat, jemand anderes würde von einer besonderen Vergänglichkeit des Moments reden, die mich ansprach, noch jemand weiteres würde vermuten, dass ich Tiere mag oder dass ich mir überlegt habe, dass kein anderer dieses Motiv haben würde und ich es deshalb genommen habe. Ich kann auf die Frage „warum gerade dieses Bild“ keine konkrete Antwort geben, es kam in diesem Fall (als Beispiel) einfach vieles zusammen, was es mich wohl hat auswählen lassen. Wäre der Vogel aber nicht zufällig da gewesen, wäre sicherlich nichts von alledem überlegt worden.

Auch beim Ball auf dem Dach, den ich fotografiert habe, war es wohl die hervorstechende Farbe, der Kontrast zum grau-braunen Hintergrund, aber auch das Gefühl hier ein seltsames Motiv, das vielleicht „Isolation, Besonderheit, Traurigkeit oder Einzigartigkeit“ ausdrückt (im Gegensatz dazu, dass der Ball in einem Haufen solcher Bälle läge, was auch zur wissenschaftlichen Kontrasterklärung passen würde), vor Augen zu haben, also einer Art von subjektiver Assoziation, die mich das Bild machen ließen.

Meistens verzichte ich, auch z.B. im Urlaub, auf Fotos, aufgrund der Überzeugung, dass man sich an die besonderen Ereignisse auch ohne Foto erinnern können sollte, sonst waren sie wohl nicht so besonders. Oft kann die Erinnerung ohne Foto interessanter und zufrieden stellender (aber im Gegenzug auch erschreckender und wahrheitsgetreuer, je nach Art der Begebenheit) sein als mit, da ein Foto auch nur eine stark begrenzte Sicht auf des Vergangene vermittelt (die so genannte Wirklichkeit zeigt es jedenfalls nicht). Andererseits bin ich für viele Fotos auch dankbar und weiß auch viele Fotos von früher zu schätzen, und im Alter ärgert man sich wahrscheinlich zu wenige gemacht zu haben. In Anbetracht dieses Gegensatzes komme ich auch hier, genau wie bei den Ausführungen weiter oben, nicht wirklich zu einem prägnant formulierten Ende, sodass ich mich damit zufrieden gebe, zu beidem vorerst keine zu einseitige Stellung zu beziehen, bis nicht eine weitere Einsicht hinzugekommen ist.